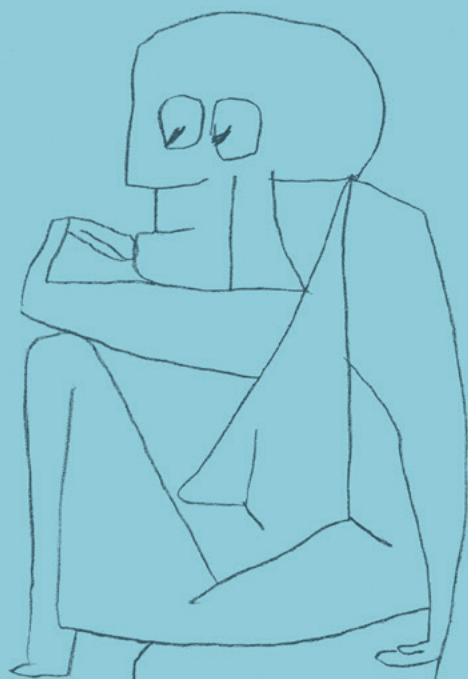


Claudia Kohli Reichenbach
Matthias Krieg (Hg.)

Volkskirche und Kirchenvolk

Ein Zwischenhalt

T V Z | denkMal 8



Volkskirche und Kirchenvolk

T V Z

denkMal – Standpunkte aus Theologie und Kirche

Herausgegeben von Claudia Kohli Reichenbach, Matthias Krieg, Ralph Kunz, David Plüss,
Sabine Scheuter und Matthias Zeindler.

Band 8 – 2015

Die Buchreihe *denkMal* ist ein Gemeinschaftsprojekt der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich und der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn sowie der Theologischen Fakultäten Bern und Zürich. Ihr Ziel ist es, zu aktuellen Themen in Kirche und Gesellschaft Materialien und Reflexionen vorzulegen.

Claudia Kohli Reichenbach, Matthias Krieg (Hg.)

Volkskirche und Kirchenvolk

Ein Zwischenhalt

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich,

unter Verwendung von Paul Klee, EIDOLA: weiland Philosoph, 1940, 101

Kreide auf Papier auf Karton, 29,7 × 21 cm, © Zentrum Paul Klee, Bern

Cover-Neugestaltung nach einer Idee von Johannes Stückelberger

Druck

ROSCH BUCH GmbH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-17829-1

© 2015 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Claudia Kohli Reichenbach, Matthias Krieg

- 7 Vorwort

A – Begriff und Epoche

Matthias Krieg

- 11 Der grosse Lümmel. Volk? Was ist das?

Jost Wirz

- 25 Volkskirche ohne Volk: Was ist zu tun? Drei Namen als Alternativen

B – Auftrag und Zukunft

Martin Rose

- 31 Volk im Alten Testament. Ein Auswählen unter Gegebenem

Ulrich Luz

- 45 Volkskirche im Umbruch: Denk mal an das Neue Testament! Kirche im Neuen Testament

Christiane Tietz

- 57 Kirche für alle und durch alle. Volkskirche in der Postmoderne aus systematisch-theologischer Perspektive

Christoph Morgenthaler

- 69 Volkskirche – bescheiden, frech. Praktisch-theologische Thesen zur Zukunft der Volkskirche

C – See und Fluss

Alfred Aeppli

- 79 Gesunde Gemeinden sind zukunftsfähig. Zentrum und Peripherie

Benedict Schubert

- 89 Fresh Expressions of Church. Wo Kirche nicht bei sich selbst bleibt

Sabrina Müller

- 99 Mixed economy of Church. Chancen und Risiken kirchlicher Biodiversität

Claudia Kohli Reichenbach

- 109 Kirche als Option. Überlegungen zu Kirchenbindung und Volkskirche

D – Reaktionen und Wünsche

Andreas Zeller

- 121 Wandel in Kirche und Gesellschaft. Brief an die Herausgebenden

Urs Meier

- 127 Reden wir von der reformierten Kirche! Zukunftsdebatte ohne begriffliche Sackgassen

Christina Aus der Au

- 133 Das viele Kirchenvolk und die eine Volkskirche

E – Glossar und Anhang

Matthias Krieg

- 139 Volksvermehrung. Ein Glossar

- 157 Autorinnen und Autoren

- 159 Weiterführende Literatur

Claudia Kohli Reichenbach, Matthias Krieg

Vorwort

«Facebook hin oder her. Das Reale und Nahe ist wichtig. Dazu gehört auch die Volkskirche. Deshalb wird sie wieder kommen, nachdem alles virtuell und anonym geworden ist. Die Leute suchen wieder die Nähe.» Dies gibt Heinz Hofer zu Protokoll, Coiffeur im Zürcher Niederdorf. Es ist eines von zwanzig Statements zur Volkskirche, die Sie in der vorliegenden Ausgabe von *denkMal* finden. Für einige gibt es wie für Herrn Hofer gute Gründe, an die Zukunft der «Volkskirche» zu glauben. Andere sind skeptisch. Aber Moment mal – was steckt überhaupt hinter dem Modell «Volkskirche»? Welche gesellschaftlichen Faktoren sind zu berücksichtigen, wenn man über die Zukunft der Volkskirche nachdenkt? Welche Art von Kirchenbindung sucht denn das Kirchenvolk heute? Diese und andere Fragen werden auf den nächsten hundertfünfzig Seiten diskutiert.

Wir laden Sie ein, in einem Buch zu stöbern, das in Teil A Begriffsklärungen vornimmt, in Teil B über Auftrag und Zukunft der Volkskirche nachdenkt und in Teil C Modelle aus der Praxis interpretiert. Wir haben drei bekannte Persönlichkeiten der Schweizer Kirchenlandschaft gebeten, je eine Rezension des Buchs im Buch zu schreiben: Dr. Andreas Zeller, Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Dr. Urs Meier, ehemaliger Geschäftsführer der Reformierten Medien und PD Dr. Christina Aus der Au, Geschäftsführerin des Zentrums für Kirchenentwicklung in Zürich, nehmen zu den vorliegenden Beiträgen Stellung.

Dieser achte Band von *denkMal* folgt dem siebten über «Das reformierte Pfarrhaus» und ist der zweite, der in gemeinsamer Verantwortung der beiden Landeskirchen und Fakultäten von Bern und Zürich getragen wird. Kirche von B bis Z in A-Qualität, wie wir hoffen. Wir haben unser Ziel erreicht, wenn in Konventen und Kapiteln, in Räten und Pflegen über das Thema diskutiert wird, das wir mit diesem Band lancieren. Fünfhundert Jahre nach der Reformation ist die *semper reformanda*, in welcher Gestalt auch immer, nicht zu Ende gedacht. Wir wünschen Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, eine anregende Lektüre!

A – Begriff und Epoche

Matthias Krieg

Der grosse Lümmel

Volk? Was ist das?

Als Johann Gottfried Herder 1778–79 seine Sammlung «Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken» publizierte, hatten auf einem Gebiet, so gross wie das spätere Deutsche Reich, mindestens 196 territoriale Einheiten das Münzrecht, die meisten fürstlich, einige katholisch, dazu die Freien Städte.¹ Auf dem Gebiet der heutigen Schweiz sah es nicht viel anders aus.² In Städten wie Köln oder Basel gab es bischöfliche und städtische Münzen sogar auf demselben Gebiet. – Als Heinrich Heine 1844 seine Satire «Deutschland, ein Wintermärchen» schrieb, hatten auf nahezu demselben deutschen Gebiet noch immer 82 territoriale Einheiten, nunmehr allerdings fast

- 1 Vgl. Colin R. Bruce/George Cuhaj/Merna Dudley (Hg.), *Standard Catalog of World Coins 1701–1800*, Iola WI 2007, 247–628: Unter «German States» sind 196 Einheiten aufgelistet, die im 18. Jahrhundert das Münzrecht besaßen, davon 29 katholische Einheiten. In 32 von 196 Einheiten sind 1778–79 auch Münzen geprägt worden: in Baden-Durlach, Bamberg, Bayern, Brandenburg-Ansbach, Brandenburg-Bayreuth, Braunschweig-Lüneburg-Calenberg-Hannover, Braunschweig-Wolfenbüttel, Ostfriesland, Frankfurt am Main, Abtei Fulda, Hamburg, Hanau-Münzenberg, Hessen-Kassel, Jülich-Berg, Löwenstein-Wertheim-Virneburg-Rochefort, Erzbischöflich Mainz, Mecklenburg-Schwerin, Nürnberg, Bischöflich Passau, Pfalz-Sulzbach, Preussen, Regensburg, Reuss-Obergreiz, Abtei St. Alban, Sachsen-Coburg-Saalfeld, Sachsen-Hildburghausen, Sachsen, Schwarzburg-Rudolstadt, Schlesien, Stolberg-Wernigerode, Württemberg und Bischöflich Würzburg.
- 2 Vgl. a. a. O., 1185–1225: 30 Einheiten hatten im 18. Jahrhundert das Münzrecht, davon 10 katholische. 1778–79 haben Bern, die Abtei St. Gallen, Schwyz, Bischöflich Sitten, Solothurn, Zug und Städtisch Zürich Münzen geprägt.

ausschliesslich weltliche, das Münzrecht³, während es in der Schweiz bereits kaum noch Prägungen gab.⁴

1. Das Kleingeld im Sack

Die beiden Literaten sind für damalige Verhältnisse weit gereist. Johann Gottfried Herder (1744–1803) zog 1769–71 von Riga nach Nantes und Paris, über Brüssel, Antwerpen, Amsterdam und Hamburg nach Eutin, von dort über Hannover, Göttingen, Kassel und Darmstadt nach Strassburg, um schliesslich wieder gen Norden aufzubrechen, wo er in Schaumburg-Lippe einen Auftrag übernahm. Ende April 1771 trat Herder seine neue Stellung als Oberprediger und Konsistorialrat in Bückeburg, der Residenzstadt der Grafschaft, an.⁵ In genau dieser Stadt ist Heinrich Heines Familie seit dem 17. Jahrhundert nachgewiesen. – Heine (1797–1856) lebte seit 1831 im Pariser Exil und reiste 1843–44 letztmals nach Deutschland, nämlich von Paris über Brüssel, Münster, Osnabrück und Bremen nach Hamburg. Die Rückreise ging über Hannover nach Bückeburg und von dort über Minden, Paderborn, Mülheim und Köln, über Aachen und die Grenze nach Paris. Seine Satire wurde bereits am 4. Oktober 1844 von der preussischen Zensur beschlagnahmt, und am 12. Dezember 1844 erliess der König von Preussen einen Haftbefehl, doch da war Heine schon längst wieder in Paris.⁶

- 3 Vgl. George Cuhaj/Merna Dudley (Hg.), *Standard Catalog of World Coins 1801–1900*, Iola WI 2009, 373–535: Unter «German States» sind 82 Einheiten aufgelistet, davon noch 4 katholische, die im 19. Jahrhundert das Münzrecht besaßen, ab 1873 parallel zur zentralen Münze des Deutschen Kaiserreichs. 1844 wurden in 22 von 82 Einheiten Münzen geprägt: in Baden, Bayern, Braunschweig-Wolfenbüttel, Frankfurt, Hamburg, Städtisch Hannover, Königlich Hannover, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Preussen, Reuss-Lobenstein-Ebersdorf, Reuss-Obergreiz, Reuss-Schleiz, Königlich Sachsen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Coburg-Gotha und Königlich Württemberg.
- 4 Vgl. a. a. O., 1136–1161: Im Jahr 1844 gab es nur noch 7 Prägungen in 4 Kantonen, nämlich 1 Centime und 10 Centimes in Genf, 1 Rappen in Luzern, 1 und 2 Rappen sowie 1 Dukat in Schwyz, 1 Rappen in Zürich. Die letzten 4 Kantonsmünzen sind 1848 geprägt worden, nämlich 5, 10 und 20 Francs in Genf sowie 1 Rappen in Zürich. Abgesehen vom Zwischenspiel der Helvetik mit zentralen Münzen aus den Jahren 1798–1803, startete 1850 die bis heute andauernde Schweizermünze mit zentraler Prägung in Bern, jetzt die «Swissmint».
- 5 Dort hatte es Herder numismatisch mit «Pfennig», «Mariengroschen» und «Thalern» der Grafschaft Schaumburg-Lippe zu tun. Das Haus Lippe war übrigens reformiert, die Grafschaft insgesamt aber lutherisch.
- 6 Dort hatte Heine klare numismatische Verhältnisse: Der «Zweite Empire» (1815–1847) hatte wie die Herrschaften vorher und nachher landesweit für das Gebiet des heutigen

Wie viele Herrschaftsgebiete mag Herder in seinen drei Wanderjahren befahren und betreten haben? Wie viele Münzsysteme mögen seinen Geldbeutel gefüllt haben? Durch wie viele Territorien, bei wie vielen Grenzkontrollen, mit wie vielen Währungen war Heine unterwegs, um in Hamburg ein letztes Mal seine alte Mutter zu sehen? Während Herder vermutlich einen herkömmlichen «Geldsack» mit sich schleppen musste, um die vielen Kupfer- und Silberstücke unterzubringen, die sich im Verlauf seiner Reise ansammelten, konnte sich Heine im Exil vermutlich ein elegantes «Portemonnaie» leisten, in dem Louis Philippe I in Kupfer und Silber hinreichend Platz fand. Deutsche Studenten des 19. Jahrhunderts nannten übrigens den Geldsack wegen der Vielfalt seines Inhalts spöttisch ein «Münzkabinett». Reisende in dieser Zeit schlepten eine ganze Sammlung schöner Münzen durch die Lande.

Wieso dieser numismatische Einstieg? Was Herder und Heine als Reisende erfahren haben, war die sprichwörtliche «deutsche Kleinstaaterei». Liechtenstein, Andorra und San Marino als Normalfall; Bayern und Preussen als Ausnahmen. Während Frankreich bereits früh ein integriertes Territorium besass und die Schweizer Diversität sich als «Eidgenossenschaft» band, präsentierte sich das «Heilige Römische Reich Deutscher Nation» als ein kaum überschaubarer Flickenteppich. Heine widmete dem Grenzübertritt von Frankreich nach Deutschland deshalb ein ganzes Kapitel seines satirischen Wintermärchens⁷: «Während die Kleine (das Harfenmädchen) von Himmelslust / Getrillert und musiziert, / ward von den preussischen Douaniers / mein Koffer visitiert. // Beschnüffelten alles, kramten herum / In Hemden, Hosen, Schnupftüchern; / Sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien, / Auch nach verbotenen Büchern.» Während Heine für sich in Anspruch nahm, die aus gutem Grund «verbotenen Bücher», die wirklich stechenden «Spitzen» und die wahre «Bijouterie» der politischen Zukunft «im Kopf» statt im Koffer zu tragen, ja, sein Kopf sei gar «ein zwitscherndes Vogelnest / Von konfiszierlichen Büchern», wollte ihm ein Mitreisender weismachen, der preussische Staat werde «unser Volkstum begründen / Er werde das zersplitterte Vaterland / zu einem Ganzen verbinden. // Er gebe die äussere Einheit uns, / Die sogenannt materielle; / Die geistige Einheit gebe uns die Zensur, / die wahrhaft ideelle - // Sie gebe die innere Einheit uns, / Die Einheit im Denken und Sinnen; / Ein einiges Deutschland tut uns not, / Einig nach aussen und innen». Dieser Mitreisende sollte 1867 und 1871 zwar realgeschichtlich Recht bekommen: Die Nation kam zur Welt. Doch Heine, Prophet wider Willen, sollte mit Blick auf

Frankreich eine einheitliche Währung aus «Centimes» zu 25 und 50 und «Francs» zu Viertel-, Halb- und Ganzfranc sowie 2 und 5 Francs.

7 Vgl. Hermann R. Leber (Hg.), Heinrich Heines Werke in einem Band, Salzburg o. J., 612–613 innerhalb 610–640, Kaput II von XXVII.

1914 und 1933 ideengeschichtlich Recht behalten: Auch der Nationalsozialismus kam zur Welt.

Wieso diese Wirkung, zufällig mit gemeinsamer Wurzel im abgelegenen Bückeburg⁸? In Herders Zeit begann ideell, was später «Volkstum» genannt wurde:⁹ die nachhaltige Geburt des Volks als einer romantischen Vorstellung. Und in Heines Zeit bahnte sich an, was sich zwei Generationen später in zwei Richtungen entwickeln sollte: einerseits zur völkisch-nationalistischen Rezeption und andererseits zur proletarisch-stalinistischen Rezeption. *Les extrêmes se touchent!* Grundlage von beiden Rezeptionen aber ist seit 1848 die reale Nationalisierung der romantischen Utopie vom einen Volk. Einheit statt Kleinstaaterei war die Sehnsucht der Herders und Heines, Kultur von unten statt von oben, Identität statt Willkür.

2. Die Bijouterie im Kopf

Es mag überraschen und unglaublich erscheinen, aber es ist so: Vor dem Zeitraum 1770–1820 gab es das «Volk» gar nicht! Stände gab es, und das, was man sich heute als «Volk» denkt, war nach dem Klerus als «erstem Stand» und dem Adel als «zweitem Stand» schlicht der «dritte Stand»: städtisch die «Bürger» und ländlich die «Bauern». «Klassen» gab es, wie im folgenden Jahrhundert Karl Marx sie beschreiben würde, oder «Schichten», wie sie noch mal ein Jahrhundert später die Soziologen nennen würden. Volk, das war generell das «Gemeine Volk» im Sinn der «Plebs» oder der «Pöbel» als Pejorativ von «Populus». Volk, das war «vulgär» im Sinn des «Vulgus», worin ja auch die etymologische Wurzel steckt. «Volk», das waren die «Untertanen» im Unterschied zur «Obrigkeit», das «Gesinde» im Unterschied zur «Herrschaft», die «Hintersassen» im Unterschied zu den «Bürgern», das «Fussvolk» im Unterschied zum «Rittertum», der «Haufen» oder die «Leute», die «Masse» oder die «Menge» im Unterschied zum «Individuum». Zur Zeit der frühen Eisenbahn war es die «Holzklasse», in Ländern mit schwacher Demokratie ist es noch immer das «Stimmvieh», in Gebieten mit wirtschaftlicher Not sind es die «Proleten». Gemeinsam sind allen diesen Bezeichnungen ein Unten

8 Bückeburg zählt heute knapp 20'000 Einwohner. Die Stadtgeschichte vermerkt stolz ihr Engagement für die Aufklärung: So war Johann Christoph Friedrich Bach, Komponist und einer der Bach-Söhne, 1755–95 daselbst Hofkapellmeister. Johann Gottfried Herder diente 1771–75 als Hauptprediger, Superintendent und Konsistorialrat. Voltaire war am Hof zu Gast. Josef Heyne, ein Vetter von Heines Grossvater, betrieb ab 1799 eine Bank. Seit 1864 erinnert ein Denkmal vor der Stadtkirche an Herder.

9 Vgl. in derselben Broschüre, das «Glossar» mit dem Titel «Volksvermehrung». Die Wortbildung «Volkstum» stammt aus dem Jahr 1808, die Wortbildung «Volkskirche» aus dem Jahr 1809.

gegenüber einem Oben, das Mindere gegenüber dem Höheren. Gemeinsam sind stets Abhängigkeit und Armut, fehlende Bildung und fehlende Kultur. Gemeinsam ist immer die negative Konnotation. Wer wollte so schon zum «Volk» gehören?

«Es ist dem Untertanen untersagt, den Massstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen der Obrigkeit anzulegen.» Gustav von Rochow (1792–1847), Minister des Innern und der Polizei in Preussen und Scharfmacher der Heinezeit, soll so ausgedrückt haben, was trotz Aufklärung und Revolution noch immer offizielle Doktrin war: Wer wie die Herders und Heines mit dem «Volk» argumentierte, war ein Fall für Geheimpolizei und Zensur. Das von oben herab in den Senkel gestellte Volk freilich rächte sich und nannte seinen Minister von Rochow fortan den «beschränkten Gustav». Heine hingegen nennt das Volk, das sich seiner selbst bewusst wird, ohne schon zu seinem Recht gekommen zu sein, quasi das Volk in seiner unmündigen und aufmüpfigen Pubertät, das von seinen Eltern, den beiden oberen Ständen, so gern infantilisiert wird, Heine nennt es den «grossen Lämmel»: Im ersten Kapitel des Wintermärchens, an der Grenze von Frankreich zu Deutschland, singt das Harfenmädchen «das alte Entsagungslied, / Das Eiapoepia vom Himmel, / Womit man einlullt, wenn es greint, / das Volk, den grossen Lämmel».¹⁰ Einheit und Beteiligung dann, aber nicht jetzt. Mündigkeit und Identität als Vertröstung auf später.

Heines «Bijouterie» aber zehrt von Herders Entdeckung: Die Kleinstaateri Deutschlands interpretierte jener als ein Phänomen der Dekadenz. Faktisch war sie ausgelöst durch Erbteilungen und Heiratspolitik. Kulturell war sie ein Indiz des Niedergangs. Anspruch und Realität lagen meist im Widerspruch. Aufgeklärte Kultur und feudale Politik setzten antagonistische Zeichen. Nach wie vor behaupteten die beiden oberen Stände für sich, allein Träger der Kultur zu sein, und faktisch waren sie dies ja auch als Bauherren und Mäzene, als Auftraggeber und Brotherrn. Jeder Fürst hatte seinen Hofkomponisten und seinen Hofbaumeister. So war beispielsweise Carl Philipp Theodor (1724–99), Kurfürst von der Pfalz mit Hof in Mannheim und Herzog von Jülich und Berg mit Hof in Düsseldorf schlechthin der Mäzen der Herderzeit: In Mannheim ermöglichte er die «Mannheimer Schule» mit Carl Stamitz als herausragendem Komponisten, und in Düsseldorf liess er die klassizistische «Carlstadt» bauen. Ferner gründete er die «Kurfürstlich-Pfälzische Academie der Maler, Bildhauer- und Baukunst», aus deren Gemäldesammlung der Grundbestand der späteren Münchner Pinakothek hervorging. Zweifellos waren Fürsten und Bischöfe kunstsinnig. Selbst die Eleganz ihrer Münzen zeugt davon.

Dennoch ging Herder mit ihnen ins Gericht, denn erstens kam das Geld für derlei Kunstsinn aus der Arbeit des dritten Standes, und zweitens kam derselbe Stand zu jener Zeit kaum in den Genuss solch zweifellos guter Kultur. Sie galt, als

10 Kaput I, a. a. O., 610.

was sie selbst heute noch manchen Zeitgenossen gilt: als «Hochkultur». Damit tritt ein Gegenüber in Erscheinung, dessen Anspruch Herder bezweifelte und bekämpfte: Die beiden oberen Stände seien zuständig für die «Hochkultur», während der dritte Stand die niedere «Alltagskultur» oder «Populärkultur» besorge. Mit verheerenden Folgen: Während die oberen Stände sich von der Alltags- und Popkultur fernhalten sollten, um sich ihren Geschmack nicht zu verderben, sei der dritte Stand nicht einmal fähig, Hochkultur wahrzunehmen und zu verstehen, geschweige denn, sie hervorzubringen.

3. Die Revolution der Volkslieder

Herder versteht das Volk wie Paulus die Gemeinde:¹¹ korporativ im Bild des Körpers. Dieser Organismus kann metaphorisch alles, was der Körper des einzelnen Individuums real auch kann: Er kann glauben und denken, dichten und singen, er hat einen Geist und eine Seele. So kann der kollektive Körper des dritten Standes nun erstmals auch, was bislang nur der geniale Körper eines Angehörigen des ersten und zweiten Standes konnte: Träger von Kultur sein, was bedeutet, Kultur zu entwickeln, Kultur zu schaffen, Kultur zu erhalten. Herder hat nicht nur das Wort «Volkslied» geprägt (1773), und zwar als Lied, welches das Volk für sich gedichtet hat und singt, nicht als Lied, das jemand gönnerhaft fürs Volk geschrieben, *ad usum delphini*, zum Gebrauch der unmündigen Kindlein, entschärft und vereinfacht, damit die Ungebildeten auch mal was zu singen hätten. Er hat auch die Begriffe «Volkserzählung» (1777), «Volksseele» (1769) und «Volks Glaube» (1791) entwickelt. Im Sinne Herders entstanden bald auch weitere Begriffe wie «Volksposie» (1776) oder «Volksballade» (?), «Volksmärchen» (1786) oder «Volksbuch» (1807), «Volksgeist» (1794) oder «Volkskunde» (1806), «Volksschule» (1779) oder «Volksparke» (1811).¹²

1771 traf Herder in Strassburg mit Goethe zusammen. Vierzig Jahre später beschreibt Goethe in «Dichtung und Wahrheit» diese Begegnung und die revolutionisierende Einsicht, die Herder ihm dabei vermittelte: «Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Überlieferungen im Elsass aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugnis, dass die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei,

11 Vgl. 1Kor 6,15; 10,17; 12,12–30; Röm 12,4–8; Gal 3,28.

12 Vgl. Glossar, a. a. O.

nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer.»¹³ Zwar sind dem grossen Goethe 1812 zwei nette Anachronismen untergekommen, denn der Begriff der «Volkspoesie» stammt aus dem Jahr 1776 und das grundlegende Werk von Lowth aus dem Jahr 1787, können beide also 1771 nicht Gegenstand gewesen sein, aber der Sache nach schildert Goethe die Einsicht Herders treffend: Wie es unbestreitbar die anonyme Poesie biblischer Psalmen und Weisheit gibt, so auch die mündlichen Überlieferungen beispielsweise des Elsass. Wenn niemand am Genius einer gegenwärtigen Dichterpersönlichkeit zweifelt, um wie viel weniger ist am Genius uralter Dichtung des Volks zu zweifeln? Weil biblische Poesie das Kollektiverbe des Gottesvolks ist, kann auch mit dem Kollektiverbe anderer Völker gerechnet werden. 1812, als Goethe diesen Teil von «Dichtung und Wahrheit» veröffentlichte, war die Sammeltätigkeit voll im Gang: Achim von Arnim und Clemens Brentano hatten gerade ihre Sammlung von «Volkes Stimme» publiziert: «Des Knaben Wunderhorn» von 1806–1808. Jacob und Wilhelm Grimm würden folgen: 1812–1815 mit den «Kinder- und Hausmärchen». Herders zweite Auflage seiner «Volkslieder», erweitert und unter dem neuen Titel «Stimmen der Völker in Liedern», war 1807 herausgekommen.

In seiner Vorrede wird Herder deutlich: Was die «feinen gebildeten Männer und deren «Privaterbteil» angeht, anerkennt und relativiert er erstens die rhetorische Elaboriertheit gegenwärtiger Poeten, denen vor lauter Stil die Seele abhanden komme, die «elegante Glätte der zeitgenössischen Kunstlyrik»¹⁴, die ebenso perfekt wie kalt sei, die «pedantische Wortgenauigkeit», die Empfindung durch Richtigkeit ersetze. Er geisselt zweitens die «höfisch-falsche, bürgerlich-menschenfeindliche Verfassung», die den Menschen der Natur entfremde und ins Korsett von Protokoll und Comment stecke, die «Regeln und Jochgebräuche», die bemüht seien, «zuzuschliessen und zu vermauern das menschliche Herz», bis ihm nur noch verklemmte «Augenblicke» der Öffnung blieben. Er verurteilt drittens das Wesen der «Spekulation», das sich Denkgebäude erdenke, «Metaphysik und Dogmatik und Akten», ohne je ein richtiges Haus gebaut zu haben, und Gefühle entwickle, ohne ihnen je «durch Tätigkeit» begegnet zu sein. Er verhöhnt viertens die Aussenorientierung zeitgenössischer Dichtung, etwa an englischer oder französischer Literatur, als Selbstvergessenheit eigener Wurzeln, Dichter, die «im Tande ausländischer Nachäfferei so ersoffen» seien, oder «mit unwesentlichem Flittergolde der Aussenmummerei so verwebt», dass sie den besonderen Ton des eigenen Volkskörpers nicht mehr wahrnehmen. Und Herder mahnt fünftens ein-

13 Peter Boerner u. a. (Hg.), Johann Wolfgang Goethe. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil, München 1969, 181; vgl. den ganzen Abschnitt 175–183: Robert Lowth war ein englischer Alttestamentler, dessen «Lectures on the Sacred Poetry of the Hebrews» von 1787 das theologisch-exegetische Poesieverständnis der Romantik stark beeinflussten.

14 Alle Zitate in diesem Abschnitt folgen Christa Käschel (Hg.), Johann Gottfried Herder. Stimmen der Völker in Liedern, Leipzig 1968, im Nachwort, 365–377.

dringlich, die Schätze der Volkspoesie zu heben, denn «sie liegen so tief, sind so verachtet und entfernt, hängen so am äussersten Ende des Untergangs und ewigen Verlustes», dass es fünfzig Jahre später wohl für immer zu spät sein würde.

Wie anders, wenn man ein Ohr hat, töne des «Volkes Stimme»! Zwar sitze nicht jeder Reim und passe nicht jeder Fuss, dafür offenbare sie «lebhaft empfindung», naturnahe Erfahrung, «das treueste Bild der Zeiten und den wahren Geist des Volks». Zwar sei da selten etwas ausgefeilt nach allen Regeln der Kunst, dafür «leicht, einfach, aus Gegenständen und in der Sprache der Menge, so wie der reichen und für alle fühlbaren Natur». Zwar begegne man da kaum dem perfekten sittlichen Vorbild, dafür erfahre man, «wie angenehm es endlich sei, ein Volk in seiner nackten Einfalt, angeborenen Lustigkeit und in der ganzen Natur roher Seelenkräfte zu sehen».

Herders Plädoyer ist klar: Politische Kleinstaaterei und höfische *l'art pour l'art* sind dekadent. Die Betonung des individuellen Genies lässt das kollektive Genie der mündlichen und schriftlosen Traditionen in Vergessenheit geraten. Selbstvergessene Kultur aber verliert die Kraft zur Erneuerung, die aus den eigenen Quellen kommt.

4. Die Utopie der Volkskirche

Der älteste schriftliche Beleg des Begriffs «Volkskirche» stammt von 1809, schliesst also an die «Stimmen» (1807) und das «Wunderhorn» (1806–08) an. Friedrich Schleiermacher (1768–1834) verwendet ihn im Manuskript zur «Christlichen Sittenlehre»¹⁵.

Der Berliner Theologe mit reformierten Wurzeln hatte bereits 1799 in seiner zweiten Rede «Über die Religion» diese im Herderschen Sinn beliebt zu machen versucht: Religion sei «Sinn und Geschmack für das Unendliche»¹⁶, so aber etwas ganz anderes als die systematische «Spekulation» philosophischer Wissenschaft, etwas ganz anderes als Metaphysik, etwas anderes auch als Moral und Sitte. Mit Wissen und Sollen habe Religion selbst nichts zu tun. Religion sei ursprünglich, gehe allen Systemen, auch religiösen, stets voraus. Religion offenbare sich menschlicher «Anschauung» und menschlichem «Gefühl». Geschautes und Gefühltes

15 Friedrich Schleiermacher, Die christliche Sitte nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt. Zweiter Teil. Das darstellende Handeln, Berlin 1843, 569: «Die evangelische Kirche hat den Grundsatz, dass jede Landeskirche und jede Volkskirche ein ganzes für sich bilden. In der katholischen Kirche wird das nicht anerkannt, sie lässt vielmehr diese Differenzen in der Einheit der Kirche verschwinden.»

16 Niklaus Peter/Frank Bestebreurtje/Anna Büsching (Hg.), Friedrich Schleiermacher. Über die Religion. Studienausgabe, Zürich 2012, 47. Alle Zitate in diesem Abschnitt sind der zweiten Rede «Über das Wesen der Religion» entnommen, a. a. O., 34–114.

formten im «Augenblick» des Anschauens und Fühlens das anschauende und führende Individuum. Im «Augenblick» gebe es nicht Subjekt und Objekt und den garstigen Graben zwischen ihnen, auch nicht Aktives und Passives und die abkühlende Distanz zwischen ihnen. Wahre Religion, die vor allem Fixierten sei, bestehe im Augenblick von Anschauung und Gefühl, und darin sei sie «Unmittelbarkeit» und «Einheit». Sie präge das «Gemüt» und werde zur Haltung. Jeder Versuch, dieses Momentum systemisch festzuhalten, ob in Metaphysik oder Moral, ob blitzgescheit oder strohdumm, sei bereits nicht mehr Religion, sondern ihr Fall. Religion sei Umgang mit dem Ganzen: «Ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. Anschauen will sie das Universum, in seinen eigenen Darstellungen und Handlungen will sie es andächtig belauschen, von seinen unmittelbaren Einflüssen will sie sich in kindlicher Passivität ergreifen und erfüllen lassen.»¹⁷ Einmal mit dem «Ganzen, Universalen, Unendlichen» in Berührung gekommen, zeuge diese im Anschauenden zweierlei: die «Sehnsucht nach ihm und die Ehrfurcht vor ihm». In diesem Sinn von Religion gibt es keine nichtreligiösen Wesen. Religiöse Schläfer gibt es und religiöse «Systemsucht». Beide sind der Fall der Religion. Wer aber «ergriffen» sei, «Gemüt» entwickelt und «Haltung» gewonnen habe, bleibe, was das lateinische Wort *religio* bedeutet: ein ihr Eingebundener und Hingegebener. «Je gesunder der Sinn, desto schärfer und bestimmter wird er jeden Eindruck auffassen, je sehnlicher der Durst, desto unaufhaltsamer der Trieb, das Unendliche zu ergreifen.»¹⁸ Schleiermachers Empfehlung für die religiöse Haltung: Der Mensch solle «alles mit Religion tun, nichts aus Religion». Fluidum statt causa, Trieb statt Hirn.

Eine Generation nach Herder definiert Schleiermacher «Religion ähnlich, wie jener seinen neuen Begriff «Volksglaube» verstand: als ein eingeborenes und unverlierbares Vermögen, das man sich zunutze machen oder brach liegenlassen kann, theologisch gesagt als «fides qua: das Glauben» als Vorgang, und nicht als «fides quae: der Glaube» als Inhalt. «So ist dieser Begriff», Herder meint die Fortdauer der Seele nach dem Tod, «als allgemeiner Volksglaube auf der Erde, das Einzige, das den Menschen im Tode vom Thier unterscheidet.» Glaube als Sehnsucht nach dem Unendlichen, als Universalie, geprägt vom Universum, als Fingerabdruck des Schöpfers auf dem Geschöpf, als unauslöschliches Stigma des Menschen. Volksglaube bei Herder hat so wenig mit Volksfrömmigkeit zu tun wie Religion bei Schleiermacher mit Metaphysik.

«Volkskirche» besteht demnach als typisch romantische «Ahnung» von etwas, das nicht ist, sondern kommt, als Leitmotiv und Zielvorstellung, die Verhalten jetzt bestimmt, um dann einmal in Erscheinung zu treten, als Utopie, «die

17 A. a. O., 45.

18 A. a. O., 65.

allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war»¹⁹. Sehnsucht ist der wesentliche Antrieb romantischen Empfindens, Denkens und Gestaltens.²⁰ Spannung im universalen Bogen von Einst zu Dereinst ist die wesentliche Kraft romantischer Leidenschaft. «Volkskirche» kann 1809 nicht die Kirche gewesen sein, die war, die Kirche der «Gegenwart», erst recht nicht so wenige Jahre nach dem «Reichsdeputationshauptschluss» von 1803,²¹ sondern muss die Kirche gewesen sein, die in Gestalt der Sehnsucht nach dem Ganzen, nach Einheit und Identität dereinst kommen würde, die Kirche der «Ahnung»²².

5. Die ungleichen Enkel der Revolution

Zwei Epochen der deutschen Literatur bilden den kulturellen Kontext des Begriffs «Volkskirche: der «Sturm und Drang» (1765–1785) mit der Entdeckung des «Volks» und dem Wirken Herders und die «Romantik» (1795–1820) mit der Sammlung der «Volksgüter» und dem Wirken Schleiermachers. Der romantische Bogen vom Einst zum Dereinst, die mit ihm verbundene Spannung und Sehnsucht, das darin liegende utopische Potenzial, hat Furore gemacht. Immer neue Wortbildungen nach dem Modell «Volks-...» entstanden, darunter auch solche, in denen der Bogen brach, die Spannung sank, die Sehnsucht verblich, weil das utopische Potenzial ideologisiert und verortet wurde. Hundert Jahre nach Schleier-

19 Frei nach Ernst Blochs romantischer Beschreibung der Hoffnung.

20 Vgl. zur umstrittenen Begriffsbestimmung von «Romantik» Helmut Prang (Hg.), Begriffsbestimmung der Romantik mit 22 wissenschaftlichen Aufsätzen der Jahre 1911–68, Darmstadt 1968; N. J. Berkowski, Die Romantik in Deutschland, Leningrad/Leipzig 1973/1979; Christa Gerhard Wolf, Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik mit 11 Beiträgen der Jahre 1972–84, Berlin/Weimar 1985.

21 1803 vom «Immerwährenden Reichstag» in Regensburg verabschiedet und von Kaiser Franz II. in Kraft gesetzt, historisch eines der letzten Gesetze des «Heiligen Römischen Reiches. Es sprach Fürsten, die infolge der Revolutionswirren «depossediert waren, also ihre Besitztümer verloren hatten, eine Abfindung zu, die geäufnet wurde durch zwei Massnahmen: erstens durch «Mediatisierung, die Unterstellung bisher reichsunmittelbarer Einheiten, vor allem der «Freien Reichsstädte, unter regionale Einheiten, und zweitens durch «Säkularisation, die Auflösung geistlicher Fürstentümer und geistlicher Einheiten, darunter die Orden. Der Umbau der Herrschaften war folgenreich, abzulesen beispielsweise am Münzrecht, vgl. die Differenz in den Anm. 1 und 3. Eine Folge sind bis heute die Staatsbeiträge an die Kirchen als Ersatz für verlustig gegangene Gewinne aus Territorien und Privilegien, in Zürich bis 2009 die «Historischen Rechtstitel».

22 Joseph von Eichendorffs grosser Roman «Ahnung und Gegenwart» war 1811 vollendet und erschien 1815; vgl. Matthias Krieg, Lebenswelten. Vierzehn möglicherweise relevante Einsichten dank einer Milieustudie, in: David Plüss/Matthias Zeindler (Hg.), Ekklesiologie der Volkskirche. Theologische Zugänge in reformierter Perspektive, Zürich 2015, im Erscheinen begriffen.